



Staats- und
Universitätsbibliothek
Bremen

Staats- und Universitätsbibliothek Bremen

DFG Projekt Die Grenzboten

Die Grenzboten

Berlin u.a., 1841 - 1922

Hauptmann, Carl: Ein Später Derer van Doorn

urn:nbn:de:gbv:46:1-908



Ein Später Derer van Doorn

Von Carl Hauptmann

Erstes Kapitel



Jeronymus van Doorn stammte aus einem alten Adelsgeschlechte. Die Väter hatten auf Schlössern der Grafschaft Westflandern gehaust und waren in sechsspännigen, schwer in Federn hängenden, prunkhaften Reisewagen mit berittener Dienerschaft durch die Lande und bis Paris gefahren. Oder sie hatten Trinkfeste auf ihren Burgen gehalten und den kostbarsten Wein aus großen Silberhumpen in bunter lärmender Runde getrunken. Oder sie waren im reichen Zuge mit Pagen und Knechten, Ritter und Damen mit fliegenden Bandelieren und fliegenden Reihersfedern im Barett in die Wälder um die Burg hinaus geritten, über die niedergelassenen Holzbrücken polternd die Schar ruhelofer Pferdehufe unter Ritter und Edelfrau, daß dann der Tann widerhallte vom Geklaff der Bracken und Leitthunde. Und vom Brechen der Äste durch Dickicht und Dorn, wenn der Hirsch mit der Meute auf den Fersen hinstob. Auch Frauengelächter erklang in der Richtung, wenn die Jagdfallen aus den Ketten hochgingen von den behandschuhnten, schönen Händen der Burgfrauen und Burgtöchter und dann der Reither aus den Lüften verendend nieder ins Waldgras ging.

Das alles war ferne.

Schon einst war einer Derer van Doorn immer auch dem Himmel ein Geweihter gewesen, wenn die eisernen Ritter und die in der Kapelle der Burg knienden Edelfrauen Gott zu danken hatten für den Segen des Raubes und der Herrschaft. Und schon mancher Zweite des Geschlechts hatte früh den Erdenfreuden Augen und Sinne verschließen müssen, hatte die heißen Einsamkeiten der Gottesweihung um sich gebreitet und Gott gesucht unter heiligen Tränen. Schlösser und Burgen Derer van Doorn waren längst verfallen. Die Hauptlinie, ein altes, kinderloses Ehepaar, besaß noch ein stilles, vornehmes Palais auf einem vereinsamten Plage, der dem Königsschloße nahe lag, und auf dem die Wasser aus einem alten, verwitterten, grünlich belausenen Steinbrunnen in gewundenen Bogen ohne Unterlaß durcheinander sprangen und eintönig und ewig denselben

Reigen plätscherten seit Jahrhunderten. Sonst handelte es sich noch um einen Kammerherrn des Königs, der, weil er arm, im Hofdienst ergraut, elegant, aber leer und geschwätzig war. Und um ein paar alte, fromme Hofdamen, die in königlichen Kavalierrhäusern ihre bescheidene Rente verzehrten, in den hohen, einsamen Zimmern voll von kleinen Kostbarkeiten von einstiger königlicher Gnade und allerlei sonstigen noblen Erinnerungszeichen ihren Rosenkranz drehten, oder dann und wann noch einmal in feierlicher Verschleierung durch die gewölbten Gänge der Seitenflügel huschten, um in entfernterem Abglanze der Königlichen, in den hinteren Reihen der Schloßkapelle mit gesenkten Witwenhäuptern kniend, dem priesterlichen Flüstergespräche mit Gotte versunken zu lauschen.

Hieronymus van Doorn war auch ein Gottgeweihter. Er hatte den Dienst des Priesters gewählt, weil er schon früh ein bleicher Knabe war, und weil ihn schon damals oft Träume schreckten und er mit ängstlichem Blick in die Welt sah. Auch wenn er mit den jungen Prinzen auf dem smaragdnen Rasen spielte, wo die hohen, weißen Vasen um die weiten, dunklen Wasserbecken standen, hatte er nie auf die im Geflüster der Fontänen ewig zerrinnenden Bilder auf dem Wasserspiegel gesehen, ohne nicht sich in Träume zu verlieren, und ohne daß ihn die Rufe der fröhlichen Stimmen wecken und mahnen gemüßt. Als der einzige Sohn einer armen Hofdame war er fern von ihr im Priesteralumnate aufgewachsen, weil sein Vater, ein gewesener Kavalierr, längst tot war. Die Dame sah viel nach den frommen Mienen, die die Königin annahm, sobald sie in Dom oder Kapelle trat. In dem stillen, seligen Garten der Frommheit, darin die wundersamsten Gefühle schlafen und träumen, nur in diesem stillen, seligen Garten noch war am Ende ihrer Tage Frau van Doorn schlafend und träumend umgegangen. Und es war ihr wahrlich eine Genugthuung gewesen, als sie es noch mit eigenen Augen mit angesehen, daß man ihren Sohn, den blassen, hartlosen, feinen, tonsurierten Mann zum Priester geweiht hatte, kurz ehe sie selber ganz in Gottes Schoß eingegangen war.

Der bartlose, schlanke, tonsurierte Priester war bald in einem Fischerdorf als Pfarrer ordiniert worden. Die Männer und Frauen, die in plumpen Holzschuhen gingen, sahen ihn mit Staunen und Zufriedenheit. Wenn er in den tiefen Sandgleisen der Dorfstraße hinging, lupften die Männer, die vor den kleinen Haustüren oder in den Gattern standen, ihre zipfligen Mützen, und die Frauen machten einen Schleif und bekreuzten sich. Allen war er gleich angenehm. Allen war er bald ein heiliges Wesen. Die brennenden Blicke seines feinen Gesichtes bannten die alten, einsamen, wortkargen Fischersleute. Und wenn er die Messe las, rang er in Sehnsucht, Gott in den Kirchenraum hernieder zu flehen. Die alten Männer hatten ein heißes Gefühl dabei. Und die alten Mütterlein in den Holzbänken bekamen Tränen. Es war bald eine wundersame Weihe unter den Leuten, daß sie Gott nahe fühlten, als käme er heimlich mit Flügelwehen. Auch heute, wo die Dorfjugend mit bunten Fahnen in die kühle Kirche zog und die Glocken anschlügen und feierlich in die Herbstluft ihre

gellenden Rufe sangen, sahen die Burschen und die Mädchen nur mit neugierigen Blicken sich um. Alle waren ruhelos und in die hellen Lüfte zersahrend, solange nicht eine Stimme die Andacht schuf und Gott aus den Goldfäden spinnenden Himmelsklüften in die Wölbung herniederrief.

Die Jugend! Wie frische Reiser aus Lannengrün, so Kraft und Glauben stolzend standen die Burschen im Kirchentor. Und die Gesichter der flüggen Mädchen waren ein wenig wie zum Lächeln erhellet, aber doch noch immer gebunden. Die blonden Haare hatten sie mit Spangen und Gewirk reich gehalten, und ihre Mieder waren mit glänzenden, klingenden Kettlein über Samt oder Seiden reich geschmückt. Und mit viel Spitzenzeug eine jede, das schäumend hervorquoll, und mit viel Bändern, die um sie flatterten. Es war ein Anblick jetzt im Herbst wie noch ein Frühlingsgarten. Aber auch die Jugend harrete des Hieronymus van Doorn, der im Orte Pfarrer war. Und er kam, der schlanke, vornehme, bleiche, asketische Mensch schwebenden Ganges, wie wenn er den Steinboden der Kirche lautlos berühren könnte, schwankend das weite, feierliche Priestergewand, den brennenden Blick ganz in sich gezogen, als wenn er nicht unter den Menschen, nur auf Himmelswegen schritte. Da faßte es alle, jung und alt, groß und klein. Alles drängte sich auf den Fliesen der Kirche vor und in die Holzbänke hinein. Und es war wirklich eine große Gemeinschaft unter den wetterharten Gesichtern, und die flüggen Mädchen, die sich um den Altar drängten, schienen jetzt alle zu lächeln.

Und Hieronymus van Doorn predigte dann mit seliger, sanfter Stimme, wie Wasser rinnen. Er pries die Gottesliebe, die auch er zum Leitstern erlesen. Er rühmte die Gnade des Lebens und der seligen Leiden mit anschwellendem Wortgesang. Er zerriß sich seine Brust wie ein kranker Adler, der die Wunden offen sieht und die Blutstropfen liebt, die aus seinen Wunden quellen. Er verfluchte die Süßigkeiten des Lebens. Er schilderte das Menschen-schicksal wie eine kühne, entsagungsvolle Meerfahrt und schilderte mit Geister-auge das Brechen der Masten und das Zerreißen der Segel. Und die Kraft, die im Sturme aufragt, wenn der Mensch keine Rettung mehr ausspäht und Gott im Menschen dann Kraft gewinnt. Wenn Gott dann als Heiland auf den Sturmwassern einhergeht und die Hand des sinkenden Menschen und die Planken des sinkenden Fischerbootes so lange hochhält, bis die Wolkentore von sprühender Sonne erstrahlen und der gläubige Mensch seine ganze Herrlichkeit ansieht.

Die alten Fischersleute sahen den Himmel offen und weinten. Die Burschen hielten die Arme gestrafft, als könnte auch die Kraft der Arme vom Glauben sprechen. Die Mädchen standen und ihre Augen waren groß geworden, und ihre Münder voll frischer Blutfarbe lächelten im Glauben, indes Hieronymus van Doorn das Leben in harten Pflichten und Leiden pries. Und die Lockungen des Weltlebens mit immer jacherer Stimme und mit heißem Atem und mit immer verzehrteren Mienen verwarf.

Zweites Kapitel

Hieronymus van Doorn hatte immer hinter Mauern ein einsames Leben in Gott gelebt. Seine Welt lag innen. Sein Auge, das blau war, schien dunkel, weil es verzehrt aussah, erhitzt von der Blut sehnsüchtiger Kasteiung. Seine Wangen waren hohl, seine Stirn war kalt und sehr blaß. Sein Gang, wenn er zu einem Sterbenden durch die Dünen schritt, hatte etwas sehr Edles, etwas von einer heiligen Mission, als wenn er nicht ohne Eile, doch mit ehernen Händen den Goldkelch mit Gottes Blute forttrüge, oft gepeinigt, daß er den Berröchelnden noch rechtzeitig stillen und in den Saum von Gottes Kleide einhüllen könnte, den er schon auf dem einsamen Wege inbrünstig hernieder flehte. Auch heute war ein Bote gekommen, der ihn in ein entfernteres Stranddorf rief. Der graue Herbstwind sang und raschelte in dem Ofen, der das rote Ziegelhaus seiner Pfarre überspann. Draußen in den Dünenhügeln zitterten die fahlen Gräser im Abendfinken, und dunkelgraue Wolkenzüge jagten vom Lande ins Meer. Hieronymus van Doorn war wie immer in solchen Lagen in tiefem Gebete. Möven zogen über ihn mit einsamem Klagen. Der verhallende Ruf war wie aus seiner eigenen Seele geboren und verwob sich in die heimliche Weihe dessen, der am Strande hinschritt.

Es war die Frau eines hohen Regierungsbeamten, die in ihrem Himmelbette lag und die Augen nicht auftat, als Hieronymus van Doorn eintrat. Der Hausherr war ein Lebemann. Er sah aus wie ein frischer Stutzer. Aber seine Mienen kamen dem Priester verängstigt und hilflos entgegen. Hieronymus hatte seinen Überrock kaum abtun können und stand schon im feierlichen Meßgewand hager aufragend, so hatte ihn die heiße Inbrunst getrieben, in das Gesicht der Sterbenden hineinzusehen. Die Sterbende sah engelhaft bleich aus. Ihre Augen waren tief geschlossen. Man stand am Bette und beobachtete ihre hastigen, jagenden Atemzüge. Hieronymus blickte lange auf den Mund, der ein wenig offenstand. Die Lippen waren wie vom Schmerz etwas eingezogen, aber fein und selig. Eine Nonne, die dabeistand, versuchte einen kühlen Schwamm auf die feinen Lippen aufzulegen, um den heißen Atem zu feuchten. Es war eine wundersame Stille in dem Raume, der hoch und vornehm war. Am Bette stand ein Strauß schöner Rosen.

Hieronymus van Doorn wollte gleich niederknien und beten. Aber er besann sich noch einmal. Er trat zu Herrn Kroen zurück und sah dem frischen Lebemann lange ins Gesicht.

„Herr Kroen,“ sagte er vor sich hinflüsternd, „die Kranke ist noch jung, und Sie lebten im Glücke mit ihr.“ Er wußte in dem Augenblicke nicht, was er redete. Die Luft im Zimmer, das voll eines müden, edlen Geruches war, weil die Rosen bei der Sterbenden ihren Duft hauchten, hatte ihn benommen, so daß er eine Weile ganz in sich versunken, nur den jetzt lauten Atemzügen von Frau Kroen zuhörte. Es mischten sich geröchelte Laute in die hastigen Rhythmen.

„Vielleicht, daß es jetzt um Ihr Glück ganz geschehen ist,“ sagte er plötzlich ganz hart und ließ den Blick des geängstigten Regierungsherrn noch immer nicht aus seinen brennenden, schmerzlichen Augen.

Die Haare der Sterbenden lagen blond um ihr vom Fieber gequollenes, hohles, erhitztes Gesicht. Die feinen Zähne zeigten weißen Glanz. Dann nahm Frau Kroen die trockenen Lippen zusammen und schien zu hören, was um sie herum vorging.

Hieronymus van Doorn sah, daß das Gesicht des Herrn Kroen jetzt eine verzweifelte Miene trug. Es deutete ihn, daß er harte Worte geredet und ihn noch tiefer erschreckt hatte. Es standen große Tränen in Herrn Kroens Augen. Deshalb trat der junge Pfarrer noch einmal vom Bette zurück und begann in Herrn Kroen neu hineinzulüftern.

„Wir wissen nichts,“ sagte er ebenso eifrig und bestimmt. „Lassen Sie sich von meinen Worten nicht ein Jota aus Ihrer Hoffnung und Ihrem Glauben vertreiben! Wer glaubt, hat Gott im Blute. Auch ich werde jetzt mit Glauben beten,“ sagte er. Und wenn man den tiefen Blick „Zuversicht“, der aus ihm allein sprach, ein Lächeln nennen könnte, so war dieses Lächeln eine wonnevolle Verheißung.

Draußen ums Haus heulte und piff der Herbststurm. Man hörte es, weil die Stille um die Sterbende tief war. Ausgehöhlt das Harren, daß es wie ein leerer Raum jeden heimlichen Laut einsog.

Auch in Hieronymus van Doorn gingen Trauergewalten um und schüttelten sein Herz.

Er kannte Herrn Kroen nicht. Er achtete auch nicht, daß der Reichtum des Hauses groß schien. Er hatte nicht gesehen, daß Diener im Vorhause auf den Stufen standen. Nun gar, wo sein gottgeweihter Sinn das stille Geschehnis in Himmel und Erde, dieses einzige, weite, junge Sterben in der Nähe auskostete und einsog, das jetzt in den geschlossenen Lippen der Frau Kroen sich selber auffing.

Hieronymus war im priesterlichen Meßgewande wieder ans Bett getreten, kostbaren Schmuck über Brust und Schultern gebreitet, indessen die Ministranten sich anschickten, die heilige Handlung leise zu bedienen.

Vielleicht war jetzt die Zeit gekommen.

Die Nonne heftete ihre Blicke fragend auf den Priester und dann auf die Sterbende. Sie versuchte noch vor sich wie einen abmahnenden Ratschlag. In dem stillen Raume stand schon der heilige Peter hoch aufgerichtet. Und eine Sterbende hielt ihr kleines Lebenslicht vom Winde hin und her geweht in ihren weißen Händen. Nichts anderes schien bald im Raume zu leben. Herr Kroen stand und sah in Starre nieder. Auch die Nonne hütete sich jetzt, die eherne Ruhe des Rufers ums Heil mit einem Geflüster noch zu stören.

Wenn die Stürme ums Haus pfeifen, sind die Wintergewalten nahe. Aber ein heißer Rufer ums Heil kann die Flockenstürme wegfegen und kann die ster-

bende Seele an die Planken des Bootes fest anbinden, um sie zu retten. Er kann dem Tode wehren.

Die Ministranten standen und beugten die Knabenhöpfe und knixten lautlos mit den jungen Beinen und taten feierlich ihre Hantierung. Die Nonne kniete. Die hellen Augen des Herrn Kroen fingen an, sich wie in einem Wunder weit aufzutun.

In dem jungen Priester war von Anfang an die Gnade lebendig. Er hatte in den franken, bleichen Zügen bald eine Hoffnung gelesen. Er betete jetzt, als wenn mit seinen stummen Worten Lasten sich lösten. Als wenn er mit seinem brünstigen Atem die kleine Lebensflamme sanft anbliese. Da wurde das Geheimnis langsam und lautlos groß und größer, das von dem jungen Priester ausging und rings im Raume Macht gewann.

Herr Kroen begann aufzustöhnen. Die junge Frau Kroen hatte jetzt ganz die Augen aufgetan. Sie erkannte den Pfarrer. Ihre Augen schienen nichts zu ahnen, womit der Pfarrer rang und warum Herr Kroen sein Stöhnen nicht meistern konnte. Niemand redete. Auch der Geistliche gab seinen Worten noch immer nicht einen Flüsterlaut. Er sprach nur im Geist. Aber der Geist war wie die Luft um ihn, daß alle ihn schmeckten. Die kleinen Kerzen der Ministranten brannten lautlos und erhellten den Dämmer der Stube. Es fiel ein Goldschein der Sterbenden ins Gesicht. Die Lippen schienen jetzt feucht und frisch. Das Auge war voll Glauben. Entrückt und frei schien das Auge im Raume zu glänzen und zu lachen. Dann lag die Hostie zwischen ihren heißen, fiebernden Lippen. Und auch Hieronymus van Doorn erbehte im Grunde, weil er den Schluck Gottesblut auf der Zunge hielt und das heilige Arom einzog und mit Gott ein Leib war. Wer ihn in diesem Augenblick ansah, wußte, daß er die Kraft und der Glaube selber geworden, und daß er jetzt Berge aufhob. Die hellen Augen der Sterbenden suchten seine Kraft und umklammerten ihn und lauschten auf die gestammelten Worte, die jetzt abgerissen aus des Priesters murmeln den Lippen hervordrang. Die Augen der jungen Frau ruhten dann lange in seinen dunklen Augen, und beide schienen in Gott geborgen.

Es war eine lange Zeit des Gebetes noch, ehe der Pfarrer von seinen Knien sich aufhob und die eherne Stille endlich zerbrach.

Die Nonne konnte nicht begreifen, daß des Priesters Stimme zu Herrn Kroen fast irdisch klang. Hieronymus van Doorn sah Herrn Kroen wieder ins Gesicht. Als wenn er ihn prüfen wollte. Wie eine Röte schoß es ihm dabei in die Wangen. Weil auch die Augen der jungen Frau Kroen eben sanft zugefallen waren, als ob ein engelhaftes Mädchengesicht mit Träumen und Lächeln auf den Lippen in den Schlaf sinke. Hieronymus sah dann nur wieder die Schlafende an.

„Wir wissen nichts,“ sagte er sanftmütig und mit einem Ausdruck tiefer, unsäglich Sehnsucht. „Aber wer glaubt, ruft Gott zur Hilfe hernieder,“ sagte er dann, indem er die strengen, entsagungsvollen Linien der Mundwinkel und

die feine, magere Haut auf den hohlen Wangen ein wenig wie ein Kind zum Lächeln verzog.

Er war fast schon nur in sich beschäftigt. Als wenn er ganz abwesend und für sich allein wäre, und als wenn er den Heimweg nach seinem Fischerdorfe schon einsam durch die Nacht angetreten.

Dann schritt er durch die Dünen im Nachtsturme, umflüstert und umtost von den Strandgewalten, die heransprangen wie weiße Gesichter und ihn aus seinen Himmeln ein paarmal aufschreckten.

Er war voll Entrücktheit.

Er trug die feine, weiße Gestalt jetzt in seine Arme gebettet, in den Mantel der göttlichen Liebe tief eingehüllt, daß nicht der harsche, finstere Seewind, der an seinen Mantelfalten herum riß, und nicht die zischenden Meerwogendränge, die ihn mit Gischt aus der Düsternis anwarfen, der von Gott Ersehnten ein Leid taten. Er war jung, kaum viel über die Mitte der Zwanzig, und er hatte die Welt nie gesehen. (Fortsetzung folgt)



Ein Wort für den Extemporale-Erlass des Kultusministers

Von Dr. Eduard Havenstein = Lübben



er neue Ministerialerlass über die Einschränkung der Bedeutung des sogenannten Extemporales hat schon, bevor er praktisches Gesetz wurde, viele Besprechungen erfahren. Theils ist ihm freudig zugestimmt, von der Mehrzahl aber ist er heftig abgelehnt worden. Allerdings wird sich die Zahl seiner Gegner mit der Zeit erheblich vermindern; denn die Gegnerschaft vieler ist nicht eigentlich sachlicher Natur, sondern aus anderen Ursachen zu erklären.

Da gibt es solche, die von vornherein jede Neuerung verwerfen, mag sie von oben oder von unten kommen; das sind die *laudatores temporis acti*. Diese Männer sind nur auf eine Weise zu bekehren und zu überzeugen, nämlich durch die Zeit. Je länger ein Verfahren im Gebrauch ist, desto richtiger erscheint es ihnen; mit den Jahren wächst die Güte und der Wert eines Dinges; und wenn der augenblicklich neue Zustand sich einmal überlebt hat und neue Verhältnisse und Bedingungen wieder neue Methoden erfordern, dann werden diese Anhänger des Sazes von der Absolutheit der einzelnen Zeitabschnitte dasselbe verteidigen, was ihre Gesinnungsgenossen bekämpft haben.

Mehr Bedeutung und wirkliche Berechtigung hat die Gegnerschaft derer, die sich nicht an dem Inhalt des Erlasses, sondern an seiner Begründung ärgern. Und es ist in der That bedauerlich, daß das, was durch so gute Gründe hätte